

Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band: 28 (1985)
Heft: 1

Artikel: Im Schatten der wissenschaftlichen Kritik
Autor: Jud, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-388436>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

IM SCHATTEN DER WISSENSCHAFTLICHEN KRITIK

*Rudolf Jud (*1923 in Kaltbrunn, Kanton St. Gallen) ist Historiker und lebt als Privatgelehrter in Darmstadt. Er gibt seit 1947 die Zeitschrift «Erasmus. Speculum Scientiarum» heraus und folgt damit einer Anregung, die noch auf Johan Huizinga zurückgeht und dann von Benedetto Croce, Carl Gustav Jung, Salvador de Madariaga, Gunnar Myrdal, William E. Rappard und anderen unterstützt wurde. «Erasmus» gilt heute als eines der bedeutendsten internationalen Organe der wissenschaftlichen Kritik, deren Anerkennung die Auszeichnung des Herausgebers durch die französischen Palmes Académiques und den österreichischen Professortitel einschließt. Der Abdruck seines am 4. Juli 1984 an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz gehaltenen Vortrags (erschieden im J. D. Sauerländer's Verlag, Frankfurt am Main 1985), in dem Rudolf Jud die Summe seiner Erfahrungen in pointierter, gegenwartsbezogener Form festgehalten hat, macht es endlich möglich, den alten Wunsch schon von Dr. Albert Bettex zu erfüllen, im «Librarium» einmal etwas von Rudolf Jud über seine Arbeit lesen zu können. Wohl geht es im «Erasmus» nicht um Bibliophiles im herkömmlichen Sinn; da aber die Bibliophilie mit dem Schicksal des Buches überhaupt untrennbar verknüpft ist, gebührt der Stimme dieses mit helvetischer Zähigkeit waltenden kritischen Schutzgeistes des wissenschaftlichen Buches auch im «Librarium» ein dankbar gewährtes Gastrecht.* Z

Im Vergleich zum Rezensieren in der sogenannten Belletristik ist das kritische Wägen und Etikettieren publizierter Leistungen in allen Bereichen der Wissenschaften viel weniger spektakulär. In der Schönen Literatur arbeitet der Kritiker (wie bei aller Kunstkritik) mit erheblichem Eigenanteil: Das subjektive Moment kann sogar überwiegen, und es entsteht die bekannte Institution des reinen Kritikers, also eines Schreibers, der beispielsweise immer weiß, wie man eine Novelle effektiv eröffnet oder schließt – vielfach ohne selbst in der Lage zu sein, auch nur eine Kurzgeschichte spannend zu verfassen; oder der Theaterbesprecher, der von sich sagt, sein Text bilde auch dann eine attraktive Lektüre, wenn für ihn der Gang zum Theater und zurück nach Hause das Beste gewesen sei.

Im Guten hat somit der Kunstbetrachter ein Universum vor sich, das er wie ein Jahrmarkttingeltangel zum Klingen bringen kann: Sein Beruf ist erlernbar, und – wie böse Zungen behaupten – auch nicht ausrottbar, während der Kritiker in den wissenschaftlichen Disziplinen zunächst vor zwei verschlossenen Toren steht: Seine Arbeit ist nur denkbar und haltbar, wenn er erstens seinen Standort innerhalb des Ganzen ermißt und zweitens seine Sparte oder wenigstens den im Augenblick relevanten Teil von ihr be-

herrscht. Nur im Anschluß an sein Fach existiert er; er ist nahezu bloß dessen Schatten.

Wer seit 1947 die unabsehbare Flut der Neuerscheinungen aller 14 geisteswissenschaftlichen Sparten unseres humanistischen Selbstverständnisses in wesentlichen Stücken vorbeidefilieren sieht, wird zunächst gewahr, was uns abhanden gekommen ist: nämlich der Geist des Ganzen, das Bewußtsein um Standort und Funktion, die Einsicht in die Geringfügigkeit vielleicht des Fadens, den wir vorstellen im weiten Mantel Gottes und dessen Unansehnlichkeit mitunter bloß die Aufgabe hat, die Leuchtkraft der bedeutenderen Nachbarn zu erweisen. Und so möchte ich Ihnen denn, gleich zu Beginn meiner Darlegungen, zwar nicht gerade eine Erkenntnisfrucht zuwerfen – denn das Werfen ist heute zu alltäglich geworden und das Lernen aus der Vergangenheit unmodern; wohl aber darf ich zu Ihnen von einem Verlangen sprechen, das die vielen Einzelleistungen umkreist, ja geradezu von einer Sehnsucht weg von dem Egozentrismus unserer Holzhackerzeit und zurück zur Synthese der ersten Tage. Sonst ähneln wir ja zu sehr jenem Häuselebauer, der das Ideal aller Einzelräume erjagt, um am Schluß zu erkennen, daß der Bausatz nicht zusammengeht.

Wenn Sie mir gestatten, beim Bilde zu bleiben, so sehe ich in unserem Bau, dem der Bü-

cher, die Teilhaber in einer Runde versammelt: Autor, Verleger und Leser, ein jeder handfest und selbstbewußt auf seinem Sessel, nicht wenig aufeinander angewiesen, gleichwohl betont Distanz haltend. Zwischen ihnen agiert der Rezensent, und dieser mag sich drehen und wenden wie er will, er kann es nicht ändern, daß er bloß vorne sein Gesicht und auf der Rückfront die Schokoladen-seite zeigt: Ordentlich die Mitte sollte er halten, denn nähert er sich zu sehr dem Leser, gerät er vor ihm zum Schmeichler – und zugleich zum Verräter an den Intentionen des Autors. Fühlt er sich mehr dem Part der Autoren zugehörig, mausert er sich zu deren referierendem Sprachrohr – und verliert die kritische Distanz, die allein ihn der Leserseite glaubwürdig macht. Nicht selten funktionieren Rezensenten sich um, schlüpfen beherzt in die schwere Rüstung eines Schlachtrosses und fechten für die Interessen ihres Verlegers oder kapitalkräftiger Stiftungen. Kurzfristig mag sich dies lohnen und in Preisen auszahlen. Vor dem Tribunal der Nachwelt hat jedoch wohl nur die Unbestechlichkeit Bestand; vor der Gegenwart steht sie oft in schütterem Hemde da. Verleger wollen ihre Investitionen wieder hereinbekommen, und Stiftungen haben ihre übergeordneten Gremien, vor denen sie ihre Ausgaben rechtfertigen müssen. Die Abhängigkeit jeder wissenschaftlichen Bemühung von ihrer Finanzierbarkeit ist aber eine schwere Hypothek; das Schlepptau wird vielfach zur Selbstzensur, und nur aus dieser lassen sich manche, auch lebensbedrohende Versäumnisse der Neuzeit erklären; aktuelles Beispiel, heute in jedermanns Mund: Umweltverschmutzung.

Vom wissenschaftlichen Autor macht sich jeder Zeitgenosse sein eigenes Konterfei: Wir denken ihn uns alt, glatzköpfig, ein schlohweißes Kränzchen als Erinnerung an die frühere Haarpracht, Ausdruck ernst bis mürisch; insgesamt in etwa das Porträt des 47jährigen Paracelsus. In der Wirklichkeit weichen solche Zwangsvorstellungen sehr rasch: Wie der Schriftsteller ist auch der Wissenschaftler zunächst einmal Vater; als Er-

zeuger neigt er dazu, seine Sprößlinge zu überschätzen – oder unterzubewerten. Im ersteren Falle schickt er recht bald einen Rechtsanwalt auf die Pirsch, wenn ein Rezensent oder ein Literaturblatt sich erkühnt, Zweifel anzumelden – statt den Neuan-kömmling schon im Vorgriff lauthals zu umjubeln. Beim andern Extrem steht ihm die Leistung so stark hinter dem Ziel zurück, daß er, von Minderwertigkeitskomplexen geplagt, nahezu den Psychiater aufsuchen muß. Freilich marschiert die große Mehrzahl in der Mitte, und ich bin doch erstaunt, wie oft die Hingabe an eine Wissenschaft menschliche Charaktere adelt. Ein Buch ist zur Hauptsache ein Produkt des Intellekts, aber auf Besprechungen reagiert in erster Linie des Autors Charakter; die Echos von seiten der Autoren entsprechen daher keineswegs immer dem Ruf der Rezensenten. So wird selbst bei wissenschaftlichen Besprechungen unverdientes Lob breitwilliger akzeptiert als berechtigter Tadel. Doch bekenne ich dankbar, daß der lebenslange Kontakt mit unzähligen schöpferischen Persönlichkeiten den Träger eines Literaturblatts bereichert und erfrischt, reift und verjüngt.

Buntscheckiger erscheint mir die Schar der Verleger: Hier behauptet zunächst seine Herrschaft der Vielfraß, jene Firma nämlich, die beim Rezensieren ein Großmaul erwartet; die sagt, für den Verleger wichtig sei nur der Umfang des Echos; selbst ob es lobend oder tadelnd laute, sei ohne Belang. Neben ihm blüht die Mimose, nämlich die Firma, die eine negative Kritik als mittelschweres Erdbeben einstuft und nicht davor zurückschreckt, Bestechungsgeld und einen Anzeigenauftrag anzubieten, wenn dafür die Publikation des gefährlichen Textes unterbleibe. Als Kuriosum gerät hier ausnahmsweise selbst Justitia, die Gerechtigkeit, in Verruf; dann nämlich, wenn eine Firma zwar anerkennt, die Besprechungen seien den beurteilten Büchern adäquat; aber gerade das sei nicht erwünscht, weil es den Leser der Rezension vom Kauf des Buches dispensiere.

Einig sind sich die Verleger über das Besprechungswesen wohl nur in dem einen Punkt, daß sie immer noch mehr von ihm erwarten, daß sie das Erscheinen einer Besprechung eher zum Anlaß nehmen, ausstehende Rezensionen zu mahnen, als für das glückliche Ereignis dem betreffenden Organ einmal zu danken. Offensichtlich sind die Rivalitäten zwischen den Verlagen fast stärker als das sie Verbindende; nur so läßt sich der merkwürdige Umstand erklären, daß vor allem britische Firmen ihre Autoren als Privateigentum deklarieren und zum Beispiel Besprechungsangebote nicht an sie weiterleiten. Wenn nicht immer alle Kritikblätter Rezensenten finden, die vom Niveau des besprochenen Autors sind, hat das mitunter hierin seinen ganz prosaischen Grund. Ob einzelner skurriler Randfiguren läßt sich jedoch auch hier der Hauptharst in der Mitte nicht übersehen: Verantwortungsbewußt setzen solche Verlage die zunächst ideelle Absicht des Autors in die Banalitäten einer Handelsware um, tragen tapfer die Haftung für die Drehscheibe und mit Gleichmut das Los eines zweigesichtigen Abenteurers. Sie sind Pfeiler, auf denen die Bewahrung und Weitergabe des freien Gedankens ruht und – mit dem unberechneten Besprechungsstück – auch ein einigermaßen intaktes Rezensionswesen. Vollständig kann dieses, der geschilderten Eigenbrötler wegen, nicht sein, so sehr die Lehrbücher des Verlagsbuchhandels für das wissenschaftliche Werk die Kritik als die wirksamste Werbung preisen, als die Eselsbrücke, über die der Autor an seine Leser gelangt.

Pio lectori, «dem gottesfürchtigen Leser», dem *Erasmus von Rotterdam* 1522 das Vorwort seiner Matthäus-Paraphrase widmete, oder «dem geneigten Leser», wie *Grimmelshausen* 1669 formulierte, wenden wir uns nunmehr zu, als dem Ziel- und Angelpunkt, dem die Anstrengungen der Autoren, Verleger und Rezensenten gelten. Seine Stellung ist in der Neuzeit nicht unangefochten; er teilt sie *nolens volens*, also widerwillig, mit dem Hörer und Schauer, denn Funk und Fernsehen bie-

ten sich im 20. Jahrhundert als praktische und wohlfeile Begleiter für Beruf und Freizeit an. Zwar beschneiden die jüngeren Medien die tägliche Aufnahmebereitschaft sowie die Geldbörse der gewohnten Leserschicht empfindlich; ihr überwiegend anspruchsloses und nur einen passiven Konsumenten voraussetzendes Programm mag jedoch dem Altmeister Lektüre neue Anhänger erschließen, gewichtige Einzelkämpfer zuführen. Lektüre steht jederzeit auf Abruf zu Diensten, ihr Programm umfaßt alle Brechungen des Regenbogens, ja sie paßt ihr Tempo wie ein Tanzlehrer dem individuellen Schritt jedes Schützlings an. Eines nur verlangt sie: Aktivität, und sie hofft, daß der Schweif bloßer Nachbeter bei Funk und Fernsehen mit der Zeit vor Langeweile zerfalle. Es wäre die Geburtsstunde der Neugierde, der Göttin aller Wunder, die am Ursprung von Kunst und Wissenschaft steht, freilich auch ihren Schatten, das Böse, mit einschließt.

Denn Gefahren lauern dem Leser auf seinem Wegeweg: zunächst der Reichtum des Angebots. Betrachtet man die Publikationswut der Verlage, von welcher Bibliothekare sprechen, so lacht natürlich dem Papierfabrikanten und dem Drucker das Herz im Leibe; aber schon der erste Leser bei der Taufe, der Bibliograph, verliert die Besinnung. Dem immer rascheren Tempo bei der Produktion kann die Rezeption der Leser nicht folgen; selbst der wissenschaftliche Autor verkümmert zu einem schlotternden Schneisengänger. Schuld daran sind zum Teil behördliche Bestimmungen: Wenn die Anzahl der vorzeigbaren Titel wichtiger ist als ihr spezifisches Gewicht, um, wie in den Vereinigten Staaten, die akademische Stufenleiter zu erklimmen, werden die Autoren naturgemäß dazu gedrängt, ihren Stoff artischockenweise, in möglichst geringer Dosierung, anzubieten. Zu diesen dünnen Suppen gesellt sich das Nachdruckfieber; nicht zuletzt durch den Siegeszug des Offsetdrucks stemgelt es unsere Zeit zu einem Jahrhundert der Wiederkäuer. Dabei wäre nichts dringender als eine Sammlung und Stärkung des Origi-

nalen, um in einem Zeitalter des Rauschens nicht dem Wind das Regiment zu überlassen. Schon *Arthur Schopenhauer* meinte: «Ein Haupthindernis der Fortschritte des Menschengeschlechts ist, daß die Leute nicht auf die hören, welche am gescheitesten, sondern auf die, welche am lautesten reden.»

Einen Verlagskalkulator verlockt der Offsetdruck ohnehin wie Schnupf: 50 Bestellungen auf einen bestimmten Titel finanzieren bereits einen Nachdruck von 100 Stück – eine einmalige Chance, um die Auflagen von Anfang an zu drücken und die teure Lagerhaltung zu schonen. Im Bedarfsfall ist der *Reprint* rasch zur Stelle; Drucker und Verleger bleiben im Geschäft, der Autor jedoch hat einmal mehr eine lange Nase. Zudem: Über Verkleinerungen lassen sich jegliche Vorlagen in ein beliebiges Format pressen; aber bilden solche Bücher noch ein Lesevergnügen, zumal das Alter der Nutznießer eher zu- als abnimmt? Ich habe Gelehrte, die während Jahrzehnten solide und rasch rezensierten, jetzt aber resignieren, weil sie nicht auf die Lupe umstellen wollen. – Weitere Klippe: die Klarsichthülle. Dem Bestseller hilft sie ohne Frage, denn ein Leseexemplar liegt bereit. Aber dem Durchschnittstitel? Welchen Vorteil für den prüfenden Schmökere hat das Sortiment noch, wenn die Katze im Sack erworben werden soll, vor dem Großverlag, der den Leser direkt und preiswert beliefert und alles bequem zur Begutachtung und Prüfung ins Haus gibt? Der Gefahren sind aber noch nicht alle: Wissenschaftliche Werke erscheinen mit Zuschüssen, und

Geldgeber prüfen, was sie fördern. «Ergo», denkt der Verlag, «spare ich mir den eigenen Prüfer», das ist der Lektor, und wegrationalisiert ist sein Lektorat. Mit anderen Worten: Die Hauptgefährdung für das wissenschaftliche Buch sehe ich einstweilen nicht in den neuen Medien als vielmehr in unserem seitherigen Unvermögen, uns mit den veränderten Gegebenheiten, die nun einmal nicht bequem, aber real sind, zu arrangieren.

Die häufige Verwendung von Typoskripten beim Offsetdruck und der Wegfall eines Lektorats bei wissenschaftlichen Verlagen zeitigt unreife bis ungenießbare Früchte: Neuerfundene Typologien oder selbst bloß abweichende Zitierweisen bleiben viel häufiger stehen; in den Augen von Laien machen sie jeden Autor, selbst wenn er ein blutjunger Anfänger ist, zu einem gelehrten Haus. Ein ganz simples Exempel: Zu Beginn meiner Arbeit am «*Erasmus*» bat mein damaliger Drucker um eine Liste der Sonderzeichen, damit er die ganze technische Aussteuer sich in einem Zuge beschaffen könne. Ich wandte mich sofort an eine repräsentative Gruppe vornehmlich philologischer Mitarbeiter. Als deren Wunschzettel vorlagen und ich nach dem Sinn jedes Sigels nachbohrte, stellte sich heraus, daß selbst innerhalb desselben Sprachbereichs bis zu einem halben Dutzend oder noch mehr Varianten für denselben Inhalt existierten. Daraufhin ersuchte ich mein Federvieh, sich auf je eine Ausdrucksweise zu einigen, ganz schlicht in dem Bemühen, durch eine vereinfachte Sprechweise den Leser weniger ermüdet an komplizierte, viel-

ERASMVS

SPECVLVM SCIENTIARVM

International Bulletin of Contemporary Scholarship

Founded in 1947 at the suggestion of JOHAN HUIZINGA

Edited by RUDOLF JUD

schichtige oder schillernde Inhalte heranzuführen. Es ist nicht abzusehen, wieviel allen zuvor im Geltungsbereich der deutschen Sprache die Autoren durch einen immer verbisseneren Gang in den Dschungel überdimensionierter Fachidiome sich selbst (und ihre Verleger) um die Wirkung gebracht haben. Im Gegensatz etwa zu den Franzosen und Briten; mit welcher Selbstverständlichkeit tritt bei diesen Völkern der Spezialist auch vor die breite Leserschaft und sorgt damit für eine unmißverständliche, unverfälschte Tradierung seiner Botschaft bis zum Leser der unteren Stufen. Das Aufwerfen unbehrlicher Gräben zwischen dem schöpferischen Autor und dem allgemeinen Leser ist selbst ein soziologisches Problem: Je verklausulierter eine Fachsprache wird, um so mehr gehen die Autoren dieser Branche freiwillig ins Ghetto, um so weiter rückt der «Leser schlechthin» von ihm weg, um so weniger sprechen beide dieselbe Sprache, und in dem Zwischenraum siedeln sich alle Teufel an, die unter anderem auch politisch Unkraut streuen. Mit größtem Eifer, aber der Folgen nicht gedenkend, errichten wir hier einen babylonischen Turm; dieser öffnet und weitet uns aber nicht den Blick in die Ferne; vielmehr starren wir in einen Abgrund.

Freilich stößt, wie alles menschliche Tun, auch der Einsatz allgemeinverständlicher Signale irgendwo an Grenzen. Wird zu einer Person Geburts- oder Todesjahr genannt, so hatte ich mir angewöhnt, diesen Vorgang mit einem Stern bzw. Kreuz zu markieren. Ganz simpel sagte ich mir: Wie dem Straßenverkehr einer Großstadt Zeichen eher gewachsen sind denn Begriffe, die ja unweigerlich die Struktur und die Begrenzungen einer Einzelsprache wie Nußschalen mit sich schleppen, so wird derjenige Leser, der die Sprache, in welcher eine Rezension verfaßt ist, nur mäßig beherrscht, dem Inhalt eines Sterns oder eines Kreuzes leichter folgen als einer Umschreibung. Wie hatte ich mich verrechnet! Eines schönen Tages erschien eine stattliche Delegation von Arabern und Arabisten. Wortreich legte sie dar, daß Kreuz wie Stern

ausschließlich christliche Symbole seien, und daß sie nicht unter solchen sich einge-reiht sehen möchten. Ich erwiderte, die Herkunft sei klar, doch sei sie dem durchschnittlichen Leser kaum noch bewußt; die Zeichen würden auch Lesern gottloser Bekenntnisse, wenn ich so sagen darf, zugemutet, während für die Jünger Mohammeds die Gestalt von Jesus Christus immerhin auch Teil ihrer Vorstellungen sei; wäre dem nicht so, könnten doch die Völker Arabiens ohne Schmerz und ohne Gesichtsverlust auf die heiligen Stätten in Jerusalem verzichten. Die Besucher fanden sich nur halb überzeugt mit meiner «Halsstarrigkeit» – so ihr Ausdruck – ab. Etwa wie ein Hinterbänkler im Parlament, der die Antwort der Regierung auf seine Anfrage zwar als Dusche empfindet, sich aber immerhin vor seinen Wählern profiliert und legitimiert hat und für einmal wieder in den Spalten der Tagespresse erscheint.

So lernt der Leser das Fürchten, wenn er damit auch noch keineswegs gottesfürchtig wird. Ich habe eingangs die Unselbständigkeit der wissenschaftlichen Kritik betont, ja sie geradezu als bloßen Schatten zur jeweiligen Fachdisziplin herausgestellt. Wie nun bietet sich, aus der Sicht dieses Schattens, die Lichtseite dar, wenn wir den Vorhang zu Durchblicken heben, also einzelne der 14 geisteswissenschaftlichen Sparten in symptomatischen Exemplaren Revue passieren lassen?

Bei den «Allgemeinen Werken zur Bibliotheks-, Buch- und Gelehrten-geschichte» bleiben auch bei recht kursorischem Fischzug sogleich schwere Brocken im Netz: Es sind zunächst die Bibliographien, also jene Riesensilos, die auch von dem erfolglosesten Autor wenigstens die bibliographischen Daten seiner Totgeburt der Mit- und Nachwelt erhalten; im Bereich der deutschen Sprache erscheinen sie, analog zur politischen Spaltung, in Leipzig und in Frankfurt parallel, beide nicht brandaktuell, beide nicht vollständig, obgleich im Rahmen des Möglichen erfolgreich. Zu ihnen gesellen sich die großen Handschriftenkataloge; sie bringen auch

demjenigen, dem bereits die Welt der Bücher als verwirrender Irrgarten erscheint, Kunde von den Vorläufern, jenen illuminierten Einzelgängern, die schon ihrer Rarität wegen wichtige Träger der Überlieferung sind; interessant an ihnen alles, beginnend mit dem Stoff, aus dem sie bestehen, er in einem Hinweis auf seine Herkunft und Ausdruck für dessen Kultur. Es folgen Werk- und Briefeditionen sonder Zahl, darunter das monumentale, von P. S. Allen in Oxford von 1906-1958 in lebenslanger Treue bewältigte *Opus epistolarum Desiderii Erasmi Roterodami*; daß davon vielbändige Übersetzungen in moderne Sprachen erforderlich wurden und Absatz fanden, zeugt ebenso für die schwindende Kenntnis des Lateins wie für die unverminderte Aktualität des Briefwechsels; in ihm versuchte der Augustiner-Chorherr, der weder der Reformation sich zuneigen, noch die Kardinalswürde akzeptieren mochte, die Gegensätze zu sehen und ohne Parteinahme zu vermitteln – eine Haltung, die seinen Biographen *Johan Huizinga*, auch er ein Niederländer, mithin Angehöriger eines kleinen Grenzvolkes, zu einem Brief aus dem Gefängnis der Besatzungsmacht an seinen Verleger bewog; darin stand – dies nur anmerungsweise nebenbei – die Anregung zur Herausgabe eines kritischen Referateblatts, das, die politischen und sprachlichen Barrieren mißachtend, die gemeinsam bedrohten Geisteswissenschaften nochmals sammeln und dem Dialog und der Synthese dienen sollte. Von daher der Name der neuen Zeitschrift: «Erasmus».

Diese pittoreske Kulisse habe ich jedoch in erster Linie beschworen, um vor ihr eine Einzelpersonlichkeit ins Rampenlicht zu nehmen. Ich meine den unserer Generation nahezu verschollenen *Georg Leyh* (1877-1968), von 1921-1947, während 26 Jahren also, Direktor der Universitätsbibliothek in Tübingen. Sein hochbedeutsamer bibliographischer Lebensabriß, vorab zur Bibliotheksverwaltung und Bibliotheksgeschichte, braucht uns hier weiter nicht zu kümmern. Sein schroffer, autokratischer Führungsstil

wäre heute, angesichts eines Personalrats, schlechterdings undenkbar. Mit ihrer Stärke hat diese Persönlichkeit jedoch als Schild gewirkt; die ihr anvertraute Bibliothek blieb vor Eingriffen von Staat und Partei weitgehend verschont; sie hat die Hitlerzeit verhältnismäßig intakt überlebt; Leyh selbst brauchte bei Kriegsende seinen Sessel nicht zu räumen. In meinem Zusammenhang gedenke ich Georg Leyhs vor allem aus zwei Gründen: Für den Kultusminister ist ein braver Gefolgsmann an der Spitze einer Bibliothek immer bequemer; aber dem Institut, seiner materiellen und personellen Ausstattung – in unserem Falle also schlicht: dem Buch – bekommt eine gewichtige Persönlichkeit besser. Dies an Leben und Werk von Georg Leyh aufgezeigt zu haben, ist das Verdienst von *Hanns Jörg Kowark* in einer einfachen, termingebundenen Prüfungsarbeit für den höheren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken (Mohr 1981); das ist in einem Zeitalter der Sardinien bemerkenswert, ja ein Lichtblick.

An diesem schmalen Werk, meine Damen und Herren, wurde Ihnen bereits klar, daß mein Rundblick nicht superlativisch sich an die höchsten Gipfel klammert; vielmehr halte ich einfach für einen Augenblick inne, wenn ein markantes Beispiel leicht zu illustrieren verspricht, was mir an den Voraussetzungen und Begleiterscheinungen der Zeit im allgemeinen und des wissenschaftlichen Rezensionswesens im besonderen charakteristisch erscheint.

Aus den Sektionen der Philosophie und der Theologie. Wiegt man des Spaniers *Santiago María Ramírez* voluminöse *Opera omnia* in der Hand, die «Sämtlichen Werke», die der Dominikanerpater zuerst am Angelicum in Rom, dann im schweizerischen Fribourg und schließlich in Salamanca als Vorlesungen vortrug, beschleicht denjenigen, der täglich mit einer Vielzahl von Sprachen ficht, einmal mehr das Bedauern über den Verlust der lateinischen Gelehrtensprache; ihre Präzision und Unabhängigkeit von der Tagespolitik wird von keiner der modernen Sprachen ge-

teilt, wenn ich auch gerne einräume, daß jedes Idiom nicht nur die ihm eigenen Schlünde, sondern auch unverwechselbare Reize einbringt. Schießt etwa ein deutschsprachiger Autor allzu romantisch ins Kraut, erteilt ein englischsprachiger Rezensent mit seinem trockenen Humor aufknappstem Raum die nötige Lektion; betritt ein Pionier Neuland, kann der Franzose ihn am elegantesten loben, ohne das Tadelswerte zu verschweigen. – Dazu, auf theologischem Feld, das Ereignis des II. Vatikanischen Konzils. Die von Papst *Paul VI.* zusammen mit den Vätern des Konzils edierten Dokumente erfahren eine peinliche Abrechnung der auf Tradition begründeten katholischen Kirche mit ihren Kräften des Aufbruchs. Rezensent: *Georg May*, Mainz. Seine 18spaltige Besprechung im «Erasmus» wurde oft vollständig oder im Auszug nachgedruckt und übersetzt und hat vor allem da Früchte und Folgen gezeitigt, wo eindeutig an sie angeknüpft wurde – ohne sie zu nennen. Die Gegensätze sind heute nicht geringer als zur Zeit der Humanisten, und in der Wahl der Mittel sind die Modernen nicht zimperlicher als die Alten. Der zwischen den vertikalen und horizontalen Argumenten und Gewichten wogende Kampf scheint mir, wenn ich richtig sehe, noch unentschieden. In jedem Fall wäre für das Thema: «Wissenschaftliche Rezension und ihre Rezeption» hier ein nicht in allem erfreulicher, jedoch sicher aufschlußreicher Stoff.

Zu den größten Helden unserer Tage zähle ich jene Riesennameisen, die ein Lebenswerk aufnehmen, das sie nie zu Ende führen können. Ich denke an die Sonderspezies der Philologen, die dem Zauber einer Wörterbuchunternehmung verfällt. Im Umfeld des Mittelrheins haben wir gleich drei solcher Kolosse: das *Frankfurter Wörterbuch* von *Wolfgang Brückner*, seit 1971 erscheinend aufgrund der Vorarbeiten von *Johann Joseph Oppel* und *Hans Ludwig Rauh*; dann das von *Ernst Christmann* begründete, von *Julius Krämer* bearbeitete *Pfälzische Wörterbuch*, seit 1965; sowie, ebenfalls seit 1965, das *Südheissische Wörterbuch*

von *Friedrich Maurer*, *Rudolf Mulch* und *Friedrich Stroh*. Alle Genannten verdienen unseren höchsten Respekt und ihre Sponsoren unser Lob. Gleichwohl legte der Rezensent des «Erasmus», *Keith Spalding*, ein aus dem Darmstädter Raum gebürtiger, heute naturalisierter Brite, den Finger auf einen wunden Punkt: Die drei Werke bieten im wesentlichen dasselbe Wortgut, wenn auch, naturgemäß, mit wechselnden Akzenten und Abschattierungen. Eine Zusammenlegung hätte sich empfohlen, ja geradezu aufgedrängt, doch scheiterte sie offensichtlich an der Finanzierung; bei titelmäßiger Abgrenzung schien jedem Teilwörterbuch eine Gesamtfinanzierung leichter als, für ein Gesamtvorhaben, die Einigung auf einen gerechten Verteilungsschlüssel. Es erhebt sich die Frage, ob der dreispurige Opfergang aller Beteiligten entsprechende Resonanz findet, oder ob er nicht eher die Geltung der rheinischen Dialektologie beeinträchtigt, zumindest im Ausland.

Am Redaktionstisch lacht mich ein kleiner Bücherberg an: die *Gesammelten Werke* von *Ricarda Huch*. Bedeutende und interessante Frau, Schriftstellerin und Historikerin. «Aber, alter Bruder,» sage ich mir, «Hand auf's Herz: Was hast du von ihr wirklich intuitus?» Sogleich werde ich meinem alten Ruf, dem einer seßhaften Nachteule, gerecht und bleibe, bei der Lektüre, prompt in einer autobiographischen Skizze, die mir in zentralem Vorstoß Persönlichkeit und Werk erschließen soll, an einer dubiosen Stelle hängen. Als junge Studentin besuchte Ricarda Huch mit ihrer Zürcher Schlummermutter deren appenzellische Heimat und gelangte über die Ebenalp, wie es heißt, «zum Wildkirchlein». Im Walde gelegene kleine Kirchen gibt es überall, aber nirgends heißen sie so. Über die Ebenalp erreicht man nur einen Ort: das «Wildkirchli». Hat nun Ricarda Huch selbst, ihr erster Drucker oder Verleger oder der Herausgeber der Gesamtausgabe den Bock geschossen und den richtigen Namen der weltbekannten Paläolithstation am Säntis und später mittelalterlichen Einsiedelei

verballhornt? Der Herausgeber Wilhelm Emrich sagt, er könne mir nicht antworten; er sei nur der Beschaffer der Geldmittel, und diese erhalte er wegen Berlin. Mehr weiß auch der eigentliche Bearbeiter, nämlich sein Assistent, nicht; die Handschriften und Erstdrucke lägen in Marbach, und er habe sie nicht konsultieren können.

Über die Problematik von Berlin und Marbach hinaus, die vielleicht nur vorübergehender Natur ist, gewährt der Vorgang Einblick in unsere kulturelle Szene. Die Förderungsbeiträge für kulturelles Schaffen stammen heute im wesentlichen von der öffentlichen Hand, und sie haben zumeist die Form von Zuschüssen oder Preisen. Handelt die öffentliche Hand in eigener Regie, also ohne die Assistenz der Fachwelt, hält sie sich nahezu für allweise, und wir wissen alle, wohin dieser Weg führt; stützt sie sich aber auf kompetente Köpfe ab, läßt es sich kaum vermeiden, daß Schiedsrichter und Nutznießer miteinander identisch sind. Überraschenderweise stehen wir hier vor einer ähnlichen Zwangslage wie neulich die Regierung der Bundesrepublik mit dem geplanten Amnestiegesetz. Preise haben den Vorteil, daß sie das marktschreierische Diktat der Reklame unterbrechen und manche schiefen Wertungen unserer Zeit zurechtrücken; zuweilen bieten sie Verkannten Schutz und Ansporn; im gesamten tendieren sie aber, aus Gründen der Selbstrechtfertigung, stark dorthin, wo sie am wenigsten benötigt werden: in die Ballungszentren und zu den schon längst Erfolgreichen. Mag der Anteil der zu Unrecht Dekorierten auch gering sein, bleibt doch die Frage im Raum, ob die Besten gekürt wurden, ob überhaupt die Zeitgenossen ihre Spitzenleistungen erkennen können. Nur ein Beispiel: Nobelpreis für deutsche Literatur. Am Schluß des Jahrhunderts stehen mit Rainer Maria Rilke der größte Lyriker und mit Bertolt Brecht der gewichtigste Dramatiker undekoriert, während zum Beispiel Heyse und Spitteler schon jetzt vergessen sind. Dieser Förderungsart gegenüber wäre das Rezensionswesen als die Summe der Zuständig-

keiten – um ins eigene Haus zurückzufinden – ungleich flexibler und differenzierter.

«Ja,» werden Sie einwenden, «wenn es hieb- und stichfest ist.» In der Tat, da haben Sie recht. Behauptete doch, sieben Jahre nach Kriegsende, ein Wiener Verlag, sein Autor habe mit der Neufassung des Gesamtkatalogs der Werke von *Wolfgang Amadeus Mozart*, des sogenannten «Köchel-Verzeichnisses», eine ganze Menge unbekannter Werke des Meisters entdeckt, nicht weniger als 79. Der österreichische Blätterwald applaudierte lebhaft, die internationale Mozart-Gesellschaft in Salzburg empfahl in einem eigenen Rundschreiben ihren Mitgliedern die Anschaffung des Werks. Als es mir vorlag, beschlich mich Mißtrauen; Mozart ist so unbekannt nicht, Autographen von ihm erzielen Spitzenpreise; als Beurteiler kam nur in Frage, wer die Neuerscheinung gründlich prüfen würde. Der Leiter des Internationalen Musiker-Brief-Archivs in Berlin, *Erich Müller von Asow*, machte rasch die fürchterlichsten Entdeckungen: Wo der Verfasser, in Dutzenden von Fällen, die Manuskripte für verschollen erklärt hatte, wies der Rezensent den Standort, in der Bundesrepublik wie im Ausland, nach, und was ein linkshändiger Musikhistoriker als «neuaufgefunden» überschrieben hatte, entpuppte sich lediglich als das längst bekannte Oeuvre von Mozarts Vater Leopold. Reaktionen: Der Verlag beschwert sich per Einschreiben; mit welchem Recht, fragt er, wir seine Arbeit «verfolgen». Gleichentags: ein Anruf des Verlages Breitkopf & Härtel aus Wiesbaden. Sie seien die alleinigen Inhaber der Rechte auf das Köchel-Verzeichnis; gegen den Verlag in Wien hätten sie bereits einen Prozeß angestrengt; den könnten sie jetzt abblasen, mit dem Erscheinen der «Erasmus»-Besprechung sei das Buch ohnehin erledigt. Damit war illustriert, was ich einmal einem Kollegen ins Widmungsexemplar schrieb: «Dem Mittler bleibt nichts als der Segen der Götter – und der Groll der Beteiligten.» Viel bekömmlicher ist es freilich, wenn eine Rezension, wie beim *Goethe-Wörterbuch*, ein Unternehmen

aus der Gefahrenzone in Sicherheit bringt, oder gar, wie beim *Concise Dictionary of the English and Hungarian Languages* von L. Országh, eine bereits geschlossene Arbeitsstelle zu neuem Leben erweckt.

Am Rheingraben sitzen die romanischen und die germanischen Völker sich gegenüber. Beide hält die klassische Antike ungetrübt in ihrem Bann, doch spiegelt sich das ferne Altertum östlich und westlich des Stroms in durchaus verschiedener, ja charakteristischer Art. Schreibt *Charles Picard* sein *Manuel d'archéologie grecque*, so halten die Deutschen mit dem *Handbuch der Altertumswissenschaft* Schritt. *Picard* selbst wie auch der Genfer *Waldemar Deonna* stoßen sich entschieden an der bis zur letzten Verästelung ausgebildeten Systematik des deutschen Kompendiums; in ihr müsse unweigerlich der Zauber, die Poesie der Kunst, um die allein es gehe, ersticken. Der Widerpart bleibt die Antwort nicht schuldig. *German Hafner* von der Mainzer Universität, unter anderem Verfasser des Werks *Viergespanne in Vorderansicht*, urteilt über den Franzosen; *Picards* Opus, meint er, «wäre ein überaus nützlicher Band zum Nachschlagen» geworden, «wenn nicht der weitschweifige Plauderton dem Manuel den Handbuchcharakter genommen hätte». Hier sehen Sie zum Greifen nahe, wie die Wege der Völker selbst für den Wissenschaftler auseinanderlaufen, wenn der Dialog zur Synthese nicht dieselbe Pflege und Förderung erfährt wie die nationalen Institutionen. Oder, andersherum gesagt: Was erwarten wir von den Politikern Übereinkünfte, solange die kreativen Schreiber und ihre Vehikel, die Massenorgane, vor ihrer Aufgabe scheuen, das geistige Klima nicht bereiten, das die Reifung der Früchte ermöglicht? Politiker können nicht befruchten und nicht reifen; sie ernten höchstens, was ein gnädiger Frühling und ein glücklicher Sommer ihnen zuträgt.

Freilich, die gleiche menschliche Hand, die mit Bienenfleiß baut, kann mit noch gigantischerer Eile und Wut – vernichten. So enttäusche ich Sie hoffentlich nicht allzusehr,

wenn mein kleiner Rundgang schließlich bei der Kriegsgeschichte endet. In Schwäbisch Hall erschienen von 1978–1982 drei stattliche Bände eines «Internationalen Lexikons der Büchsenmacher, Handfeuerwaffen-Fabrikanten und Armbrustmacher von 1400 bis 1900»; *Der neue Stöckel*. Sein Verfasser, *Eugène Heer*, hat am Neuenburgersee in der Schweiz ein historisches Waffeninstitut eingerichtet, auf Schloß Grandson, wo 1476 Herzog Karl der Kühne von Burgund, der ausgezogen war, um «das Land der Eidgenossen bis in die Berge hinauf zu verwüsten», nach dem Knittelreim sein Gut verlor. Heers Werk erleichtert dem Fachmann wie dem Liebhaber die Zeitbestimmung und Zuordnung alter Stücke, die meist auch künstlerisch von Belang sind. In einer Zeit, die alle Risikofaktoren durch den Abschluß von Versicherungen bannen möchte, ist sein Unternehmen ungewöhnlich: Er trägt es als Privatgelehrter, und er erinnert so daran, daß die kulturellen Einrichtungen, die wir heute mit Selbstverständlichkeit in der Obhut des Staates wissen, ursprünglich bloße Liebhabereien mäzenatischer Denkweise waren. Es sei zugleich ein Appell an die Zerberusse, an die verantwortlichen Hüter der Schätze, auch unter dem Diktat des Sparstifts die Sonderlinge, die mit Einsatz ihres Lebens subventionieren, nicht zu vergessen. Im Trott des Gewohnten könnten wir uns sonst die Zukunft verbauen.

Was nun bleibt für denjenigen, der jahraus jahrein, am Flusse stehend, die unendliche Woge auch der wissenschaftlichen Literatur auf sich zukommen, an sich vorbeifluten und wieder verebben sieht, insgesamt als Bild der Wissenschaft hängen? Wie definiert er sie? Nach Durchschreiten zahlloser Säle der mannigfaltigsten Wissenschaftsgebäude, welche der sog. *Homo sapiens* im Lauf seiner Geschichte aufgeführt und als Denkmal hinterlassen hat, bin ich zu einer Formulierung gelangt, die mich in ihrer Einfachheit zunächst erschreckte. Merkwürdig ist es ja ohnedies, daß das menschliche Wissen zwar, soweit es – zum Beispiel auch in Büchern

oder Zeitschriften – gestapelt ist, Bestand hat, ja gegen Fäulnis und Verderb resistenter ist als unser zeitliches Begreifen, während sein Erarbeiter und Verkünder, gleich der Pflanze und dem Tier, die Lebensflamme nur weiterreichen, jedoch nicht behalten kann. Über unserem Dasein glänzt irgendwie bloß ein elegischer Himmel. Das menschliche Leben, kurz wie der Schrei eines Vogels im Gewitter, gibt uns gerade Frist, die Instrumente zu richten, den einzuschlagenden Pfad zu erkennen. Dann heißt es schon wieder Abtreten; unsere Söhne haben ein neues Konzept, sie wissen es besser. Soweit unser Tun die Notdurft des Alltags übersteigt, ist es ein Aufbäumen gegen die Vergänglichkeit. Der Widerstand artikuliert sich in Schönheit, bei der Kunst; in Erkennen, bei der Wissenschaft. Um mein Geheimnis endlich zu enthüllen: Die Wissenschaft – meine ich – sei die asketische Form des menschlichen Egoismus und Stolz. Was darüber hinausgeht, ist Religion, und sie bildet einen Zweikampf ohne Ende zwischen Glauben und Vernunft. Ist der Wille zur Erkenntnis mächtiger als der Stachel des Egoismus und Stolz, scheint uns Versöhnung gewiß, denn das Unfaßbare mag doch tröstlicher und verlässlicher sein als das zerfließende Reelle.

Hören wir das noch im Alltagslärm, neigen wir uns tief genug vor dem Numinosen? Selbst der Herausgeber eines wissenschaftlichen Kritikblattes würde in seiner Klausur versauern, könnte er sein Tagewerk nicht künstlerisch aufhellen: auf der Rückseite durch den irenischen bis sarkastischen Ton der Zeichenfeder von A. Paul Weber, im Text-

innern durch Kalligraphien von Werner Eikel aus Aachen. Dem schnelleren, und daher rentableren, in unserer Denkweise ergo besseren, wenn auch gewißlich nicht schöneren Offsetdruck hält er die Gestaltungskraft von Auge und Hand des Menschen entgegen. Der Gleichschritt von Wissenschaft und Kunst in meinem Organ sei allgemein eine Erinnerung an den gemeinsamen Ursprung der beiden ungleichen Schwestern, für mich selbst aber der moralische Halt, um die Schwankungen und Spannungen der Diadochenkämpfe auszuhalten. Zweisprachig hat Eikel einen Text gestaltet, der jenen Gegenstand besingt, der uns alle hier zusammengeführt hat. Das wohl schönste «Lob des Buches» wurde gefunden in einem Sprachbereich, den ich, aus unserer abendländischen Sicht der Dinge, im Zusammenhang mit Kreuz und Stern mit einer negativen Zensur versehen mußte. Es steht im arabischen *Kitāb al-Ḥayawān* des *al-Ġāhiz* und lautet:

«Ein Buch gehorcht Dir nachts wie am Tag, es gehorcht Dir auf der Reise wie zu Hause. Es ist nicht dem Schlaf ergeben, und die Müdigkeit des Wachens überkommt es nicht. Es ist ein Lehrer, der sich Dir nicht entzieht, wenn Du ihn brauchst, und der Dir den Nutzen nicht vorenthält, wenn Du ihm den Unterhalt verweigerst. Wenn Du abgesetzt wirst, hört es nicht auf, Dir zu gehorchen, und wenn Deine Gegner günstigen Wind bekommen, kehrt es Dir nicht den Rücken. Solange Du aus irgendeinem Grunde an ihm festhältst oder durch das geringste Band ihm verbunden bleibst, findest Du in ihm Reichtum, der allen anderen übertrifft.»

DIE «BÄREN-PRESSE BERN»

Wieviele Mini-Pressen es im deutschen Sprachgebiet gibt, beginnen wir erst nach und nach zu erahnen. Vor einigen Jahren hatte jeder von uns das Gefühl, wir seien fast allein. Das kam vielleicht davon, daß wir weder eine Liste schon bestehender Pressen erstellt, noch eine Marktanalyse gemacht

hatten. Idee und Leute waren da, und schon steckten wir (Robert Wampfler, Klaus Rökken, Ernst Schär, Andreas Schärer) tief in der Arbeit. Hie und da schauten uns Sonntags-spaziergänger zu, als wir 1981 für das erste Büchlein 800 Radierungen abzogen, lobten unsere Arbeit, unsere Standfestigkeit, altes